

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 17

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]
Autor: Aeby, Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-641286>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 17 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

25. April 1936

Mädchen. Von Edgar Chappuis.

Schlankgliedrig, hochgeschwellt die Brust,
wandeln sie ihren jungen Tag.
Was er wohl alles bringen mag,
an Glanz und Freude, Lieb' und Lust? —

Noch steht das Leben licht und weit
vor ihrer Augen hellem Glanz.
Es ist ein duft'ger, holder Tanz,
kommenden Glücks, voll Seligkeit.

Des Körpers Anmut unbeschwert,
wandeln sie zart und weiß durchs Land.
Sie halten Blumen in der Hand, —
Bis einst auch sie das Leid begehrt.

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

17

„Selbstverständlich schweige ich“, beschwor der Dide pathetisch. „Persönlich darf ich gewiß meine Freude äußern an der Genialität meiner Kollegen. Hier bewahrheitet sich eine Lebensweisheit: Alles Große nimmt im Kleinen seinen Anfang. Wer mit der Zucht von Flöhen beginnt, wird voraussichtlich mit der Erziehung von Rhinocerossen seine Laufbahn beenden.“

„Schweig“, befahl Holzer empört ... „In einem einzigen Floh steckt der Geist des Schöpfers ebenso wie in der Haut des Pädagogen Werner Lentner.“ Des Meisters Miene nahm den Eifer des Tempelreinigers an, und die näselnde Stimme klang trompetenhaft: „Laß' dir sagen: Dem Reinen ist alles rein. Höre, Lentner, die Flöhe waren jahrelang meine einzigen Freunde, bis ich diesen da, diesen gefunden habe. So schlecht ist die Menschheit.“

Er zitterte erbarmungswürdig, als er mit der Hand auf Lothar wies.

Selbst der Spötter Lentner war beschämt und entgegnete versöhnlich: „Ich wollte dir das Harmonium auch abkaufen, aber da kam Lothars Absagebrief, ich habe hier das bare Geld in der Hand.“

„Die Angelegenheit ist erledigt“, entschied Lothar. „Du ließt, das Harmonium zielt wieder den alten Platz, wir wollen nicht über Vergangenes schwärzen.“

„Also Streusand und Punktum“, frohlockte Lentner und stimmte den Ton zur Geselligkeit an, als er das Harmonium aufschloß und zu spielen begann und von der choralschweren

Einleitung hinüber drehorgelte zu einem Walzertempo, und mit seiner vollen und schönen Baritonstimme zu singen anhub: „Zwei Herzen im Dreivierteltakt ...“

Bald kamen alle drei in die rechte, überschwengliche Junggesellenstimmung, die heiter sein kann wie Kinder vor einem Puppentheater und düster wie ein Allerseelentag. Sie glichen mit ihren Äußerungen den Winden, bald kühle Bise, bald heißer Föhn, und bald schwüler Westwind. Abwechslungsweise wirbelten sie bösen Erdenstaub auf oder berührten himmlische Wolken. Die Fahrt ging im Zick und Zack durch die Welt, so recht vergleichbar einem Schulpensum, das alles Wissenswerte in Luft, Erde, Feuer und Wasser streift und streichelt, mehr im Vorbeigehen als im wirklichen Versenken und im Eindringen in der einzelnen Dinge Quell, Gehalt und Auswirkung. Immer wieder begegneten sich die Winde ob dem Schul- und Lehrerleben und hoben die Moleküle, aus denen es tausendfach zusammengelekt ist, zu sonnendurchtränkten Staubsäulen, zu leichtgedrehten Staubwirbeln, zu wunderlich geformten Lufthosen und donnernden Tromben.

Lothar stiftete eine Flasche Wistenlacher, die er selbst in der Wirtschaft holte. Aus Holzers großen Teetassen tranken sie sich den feurigen Tropfen zu. Der Lehrer von Goldingen war in bester und humorvoller Form. Er schwakte und schwefelte wie ein billiger Jakob, sang wie ein Caruso und imitierte Grod in fabelhafter Natürlichkeit und unwiderstehlicher Komik. Er hatte heute ohne Verspätung und

ohne Abzug eines Vorschusses seinen Quartalzapfen bezogen, war auf die Nachricht von der überraschenden Verlobung des Kollegen Waldauer in ernste Freierstimmung geraten und hatte selber die engere Wahl getroffen zwischen einer reichen, feischen Bauerntochter und einem schlanken, schönheitskonkurrenzfähigen Arbeiterdöchterlein. Wahrscheinlich würde er den hübschen Geldbeutel dem hübschen Mädel vorziehen, denn eine nur von der Besoldung bestrittene Küche würde bei dem so gesunden Appetit und der Vorliebe für den Mittagswein seinem Humor kaum zuträglich sein. Im Hinblick auf seine augenblickliche Geldlage und die in Aussicht stehende Mitgift spendete er gleich zwei Flaschen, aber er knüpfte daran die Bedingung, Fridolin müsse sie holen. Nach einigem Zögern bequeme sich Holzer dazu. Er mißtraute dem Schalk.

Wirklich trug sich Lentner mit der Absicht um, einen Missetat zu verüben. Er wollte auch Lothar zu bewegen, die Geige zu holen. In der Zwischenzeit stöberte der Goldinger nach den Flohbüchsen, aber Fridolin hatte sie sicher hinter Schloß und Riegel geborgen, und so begnügte er sich damit, in Holzers Bett hastig die Tücher zu einem Sack zu falten.

Bis zum ersten Hahnenstreich waren die drei Kollegen in einer singenden, klingenden und lachenden Harmonie beisammen, vom Feuer des Weines immer wieder erneut in Schwung gebracht.

Einmal versuchte Lentner noch zu ergründen, wann denn die offizielle Verlobung mit der Millionärstochter gefeiert würde und wann die Hochzeit sei.

„Wenn die dummen Trager geschiet reden“, fertigte ihn Lothar ab und spielte auf seiner Geige im Gedanken an Ruth, eine raffige, ungarische Rhapsodie.

Alle drei wurden dann schweigsamer und nachdenklicher, denn jeder hatte ja sein Stedenpferd, und unwillkürlich mußte man an die eigenen Pläne denken, wenn man mit erfolgreichen Kollegen beisammen saß und man weinarm geworden war, denn darin waren alle drei rechte Junglehrer, daß sie ein bißchen vom Ruhme träumten und ein bißchen mit der Unsterblichkeit ihres Namens liebäugelten.

17. Kapitel.

Ein Winter ernster Schularbeit war durchgekämpft. Aber dieser Kampf war Freude gewesen im Vergleiche zu den Mühen mit der Strohindustrie, die ein kümmerliches Dasein fristete, trotzdem Lehrer Waldauer mit der ganzen Energie seines Wesens ihr Leben einzuhauen versuchte.

Die Kurse im Schulhause — der Ammann hatte schon am nächsten Tage die Räume sehr liebenswürdig zur Verfügung gestellt — hatten im Herbst zur Befriedigung aller Teilnehmer stattgefunden und endeten vielversprechend. Die angemeldeten Leute zeigten guten Willen, Geschick und Handfertigkeit. Das arbeitsfrohe Beisammensein, das Neue des Gebotenen, dasselbe Ziel und Streben, durch einen tüchtigen Kursleiter und durch Lehrer Lothar angeregt, hatten während vierzehn Tagen die Heimarbeiter zu einer Familie vereinigt.

Lothar fühlte sich als der Obmann. Er hielt am Schlusse der Kurse eine begeisterte Ansprache. Er redete vom Nutzen

der freien Berufe für Dorf und Gemeinde, von der Selbsthilfe, vom Ausgleich der Stände und von der Hoffnung auf eine bessere wirtschaftliche Zukunft, auch für Römerswyl, da nun auch für den kleinen Mann Arbeit vorhanden sei; Arbeit schenke nicht nur Brot, sondern auch Gesundheit und Zufriedenheit.

Aber zwei Tage nach den glücklich verlaufenen Kursen wurden per Autokamion Maschinen in die Fabrik geführt zur Herstellung von Strohhüten. Die Fabrik für Filz hatte sich auch des Strohes bemächtigt. Die geschicktesten Arbeiter und die besten Arbeiterinnen, die beim Heimkurse ihre Kenntnisse erworben hatten, ließen sich gegen guten Stundenlohn für die Fabrik anwerben. Es war ihnen indessen unterlagt, Heimarbeit zu verrichten.

So erhielt das selbstlose Bemühen des Komitees für Strohindustrie einen Dämpfer aufgesetzt, daß sich seine Strohmusik mit wenig Klang durch den Winter schwang. Vom mächtigen Sommerläuten Lothars für das allgemeine und öffentliche Wohl ertönte kaum ein müder Nachhall.

Lehrer Lothar grollte Hollmann, der ihm gegenüber die gleiche kühle Höflichkeit bewahrte, ohne je mit einem Worte die Strohindustrie zu erwähnen. Er vermied es, die Villa zu besuchen. Er wich Claire beharrlich aus. Mit ganzem Eifer widmete er sich der Schule.

Als gegen Ostern das Schalexamen in die Nähe rückte, hob sich seine Stimmung, denn er hatte zielbewußt gearbeitet und freute sich auf die öffentliche Prüfung.

Am Examentage trat der Ammann und Schulpräsident in der Gefolgschaft sämtlicher acht Kommissionsmitglieder, unter denen sich auch Direktor Hollmann befand, in die blankgeschauerte Schulküche.

Es roch im niedern Raume nach staubiger Feuchtigkeit. Trotz zweitägiger Durchlüftung lag der Rest des Aufwassers noch pappig grau in den fingerbreiten Rinnen der Diele.

„Der Schulboden von Römerswyl ist immer noch eine Kulturschande“, bemerkte Direktor Hollmann zu einem Gemeinderat, und dieser nickte zustimmend; äußerlich wollte er für ebenso fortschrittlich gelten, wie der Direktor, obgleich er innerlich von altem Moder so gräulich belegt war wie die anrüchige Kulturdiele und im Gemeinderat — in Abwesenheit Hollmanns — gegen einen neuen Bodenbelag gestimmt hatte. Er begründete seine Ansicht damit, daß er auf dem gleichen Schulboden Unterricht empfangen hätte und dennoch Präsident der Viehzuchtgenossenschaft geworden sei und dreizehn prämierte Kühe und einen erstklassigen Zuchstier im Stalle habe.

Die Herren traten alle würdevoll und steif in die Schulküche, als hätten sie über Nacht in Gips gelegen. Lothar bezweifelte boshaft, ob diese Mumien in der lebensmuntern Schule aufwachen würden.

Dann erschien der Schulinspektor, eine fürstliche Erscheinung mit einem Petrusbart und einer Würde, als wäre er eben von der Himmelsleiter heruntergestiegen und käme hier ins Fegfeuer, um gereinigte Seelen für den Himmel seines höchsten Herrn auszuwählen. Aber im Grunde war Leopold Waldenburger eine Nathanaelsseele an Güte und Gerechtigkeit.

Der Lehrer trat dem Würdenträger, den er in Wahrheit kaum kannte und für unnahbar hielt, mit verhaltenem Atem entgegen, grüßte geziemend und überreichte ihm dann die Schulprotokolle, das Tagebuch und das Schülerverzeichnis. Der Inspektor nahm davon genaue Einsicht.

Indessen ließ Lehrer Lothar seine Blicke über seine Schüler gleiten und Freude erfüllte ihn, als schäue er das Wunder einer Frühlingslandschaft. Festtäglich gelleidet, mit frischen Gesichtern und leuchtenden Augen, Spannung und Neugier in allen Gliedern, saßen sie in den Bänken. Ihre Blicke huschten von den seltenen Besuchern weg immer wieder zum Lehrer hin. Die Kinder liebten und schätzten ihn. Er war ihr Vertrauter, ihr Freund, ein lieber Mensch, der alles wußte, alles konnte, alles kannte und allen half, ein kleiner Herrgott.

Aber all diese Besucher waren ihnen heute fremd. Wie wenig glichen sie den Männern, die man sonst wohl kannte und denen man auf Weg und Steg begegnete, wie wenig glichen sie sich selbst. Mit dem Sonntagskittel, den sie an diesem Werktag angezogen hatten, schienen sie in eine falsche Haut geschlüpft zu sein. Diese Köpfe schienen aus Hartholz oder aus Stein geschnitten. Konnten die überhaupt den Mund öffnen, wie es üblich war, konnten sie überhaupt reden, wie Menschen redeten?

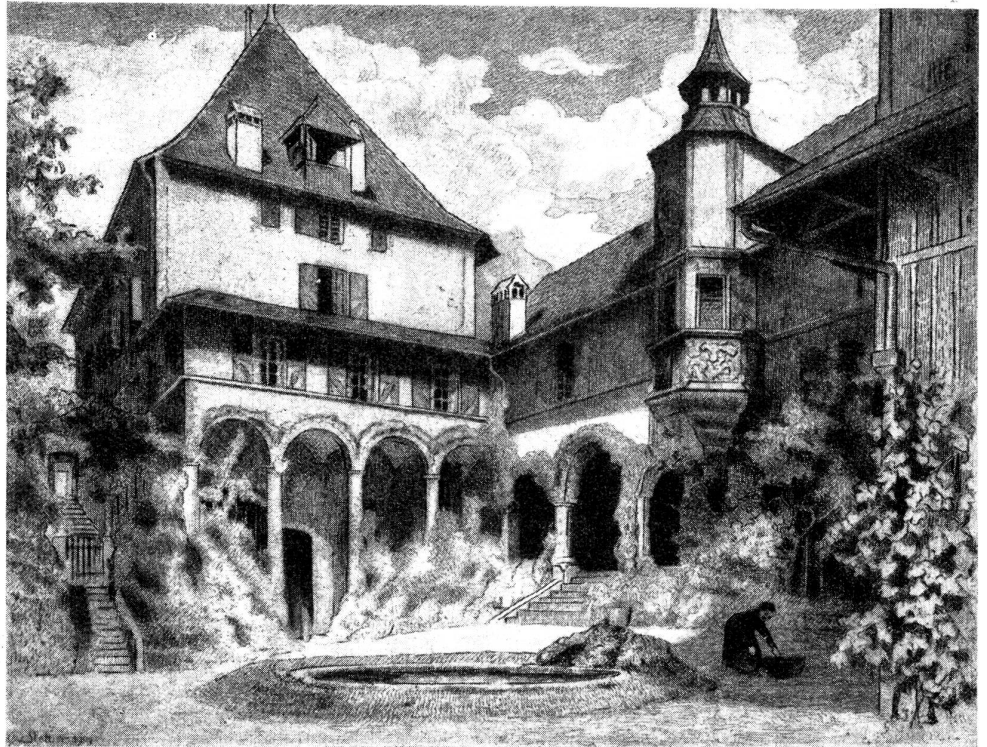
Lehrer Lothar fühlte, daß die Prüfung in erster Linie ihm gelte. Die Herren beobachteten ihn mit gespanntem Schweigen. Auch der sonst in Gesellschaft auffällig gönnerhaft zuvorkommende Hollmann hatte eine starre Geschäftsmiene aufgesetzt.

Lothar erkannte die Gegnerschaft. Aber er blieb äußerlich gleichmütig. Er bot die Arbeiten der Schüler herum, um die Herren aus ihrer Zurückhaltung an die drei Tische heranzuloden, auf denen saubere Hefte, Zeichnungen, Tagebücher der Schüler, Handfertigkeitsarbeiten aus Holz, Pappe, Metall und Plastilin den Fleiß des Jahres lobten.

Als nun der Inspektor die amtlich vorgeschriebenen, musterhaft geführten Schulregister überprüft, den Stoffplan übersehen und die Augen erstaunt aufgerissen hatte, ob der Fülle des Stoffes, der weit über das Programm hinausgriff, begann er die Prüfung.

Die Kinder waren ihrer Sache sicher. Sie richteten ihre Antworten mehr an den still seitwärtsitzenden Lehrer, als an den etwas altmodisch fragenden Inspektor.

Freundlich lächelnd und ermunternd nickte ihnen der Lehrer zu. Uner schöpflisch flossen die Redebächlein fort, alles in Bereich ziehend, was irgendwie mit dem aufgegriffenen



Schloß Burgistein. Radierung von Gustav von Steiger. (Zum Aufsatz Seite 324.)

Gegenstände Beziehung hatte; so kam man vom Leben zum Wissen, vom Gemüt zum Geist, von Römerswyl in die weite Welt und vice versa.

„Halt, halt“, rief der Schulinspektor dann und wann lachend, „das hab ich noch gar nicht gefragt, immer lachte. Eile mit Weile!“

Zuweilen erhielt der Schulinspektor eine so witzig treffende Antwort, daß der Sonnenschein des prächtigen Lachens die dumpfe Schultube verklärte. Und auch Leopold Waldenburger lachte markant mit. Die Prüfung belebte sein schon alterndes Gemüt immer mehr. Selbst die Schulklassen waren aus ihrer Reserve getreten, visitierten die schriftlichen und handfertigen Arbeiten und konnten nicht umhin, die Leistungen der Knaben zu bewundern. Man gab freilich die ehrwürdig überlieferte Meinung von der alten Schule nicht so leicht auf.

So kam der Schulpräsident und Ammann mit einer hübschen Pappschachtel auf den Lehrer zu und sagte: „Finden Sie nicht, Herr Lehrer, das sei Spielerei!“

„Rein“, erwiderte der Lehrer bestimmt, „die Kinder betrachten es wenigstens nicht als Spielerei, und das ist die Hauptsache.“

„Schon recht“, brummte der Präsident, „aber wir vom alten, guten Schrot und Korn vermissen die Schönschreibhefte, auf die man früher so stolz war.“

„Bitte“, erklärte der Lehrer gelassen, „sehen Sie sich alle Hefte an, und Sie werden finden, jedes Heft ist zugleich ein Schönschreibheft.“

Eingehend durchpirschte der Ammann alle Hefte und überzeugte sich von des Lehrers Worten. Sein eiskalter Sinn war unter den trefflichen Antworten der Kinder längst etwas aufgetaut, und als sowohl aus den geröteten Gesichtern

und den staunenden Augen seiner Ratskollegen, als auch aus der strahlenden Miene des munteren Inspektors zu entnehmen war, daß dies Examen einen außergewöhnlich günstigen Verlauf nahm, wollte er's sich nicht entgehen lassen, als erster ein gerechtes und gutes Urteil abgegeben zu haben.

So trat er mit dem Heft seines Bubens an den Lehrer heran und sagte in ehrlicher Anerkennung: „Mein Bub hat Fortschritte gemacht. Die Schule steht gegenüber früher auf einem bedeutend höheren Niveau. Es ist schon recht, Herr Lehrer!“

Zum Schlusse überließ der Schulinspektor dem Lehrer die Geographie über Europa, da sie außerhalb des vorgeschriebenen Programms lag.

Die Kinder rutschten erfreut in den Bänken hin und her. Die Finger gipfelten schon in die Höhe, kaum daß der Lehrer eine Frage oder eine Anregung getan hatte. Es war auch keine Prüfung im überlieferten Sinn, es war nicht einmal eine Lektion, es war ein freies und munteres Redegefecht. Die Kinder plauderten, erzählten und besprachen sich, urteilten, äußerten ihre Meinung, die von andern unterstützt, widerlegt oder begründet wurde. Dabei geschah dies alles in schönster Ordnung, weil der Lehrer mit beherrschender Stimme den mächtigen Redefluß und das friedliche Geplänkel leitete und schon mit einem Blicke jeden bösen Wellenspritzer in eine gepflegte Bahn wies.

Und auf welcher anmutigen Weise geschah diese Fahrt nach dem Süden!

(Fortsetzung folgt.)

† Gustav von Steiger.

Zur Gedächtnisausstellung in der Kunsthalle.

Eine der vier gegenwärtigen Gedächtnisausstellungen in der Berner Kunsthalle ist dem vor einem halben Jahre verstorbenen Berner Maler und Graphiker Gustav von Steiger gewidmet. Man hat von diesem Künstler in den letzten 15 Jahren wenig mehr gehört; den Ausstellungen blieb er fern; erst die heutige Gedächtnisschau erschließt einem weiteren Publikum die Art und das Wesen seiner Kunst. Wir benutzen die Gelegenheit, auf Werk und Werden dieses stillen, sinnigen Künstlers hinzuweisen.

Herr Gustav von Steiger ist am 21. Oktober vergangenen Jahres in Bern im Alter von 68 Jahren gestorben. Wir entnehmen dem Manuskript der Trauerrede des Herrn Pfarrer Preiswerk, gehalten an der Trauerfeier in der Kapelle des Burgerospitals am 23. Oktober 1935, die nachfolgenden Lebensdaten.

Gustav von Steiger wurde am 9. Oktober 1867 als der Sohn des Herrn Hans Rudolf von Steiger und der Luise Julie Charlotte von Fischer vom Eichberg geboren. Sein Vater war Offizier in neapolitanischen Diensten und ist bekannt geworden durch sein Buch „Die Schweizer Regimenter in königlich-neapolitanischen Diensten in den Jahren 1848–1849“ (bei Stämpfli, Bern, 1851).

Seine Mutter starb bald nach seiner Geburt, und fünf Jahre später verlor er auch den Vater. Er wuchs dann mit seinem um ein Jahr älteren Bruder Alphons (1915 in deutschem Dienste an der Ostfront gefallen) in der mütterlich strengen Obhut seiner Tante, Frau Marie von Wurtemberg, der Schwester seines Vaters, auf. Später kamen beide Söhne in die Perberschule und in die Pension von Lehrern dieser Schule, so auch zu Daniel Huber, dem verdienten Lateinlehrer des Freien Gymnasiums. Gustavs

augenfällige Begabung für das Zeichnen und Malen ließen den Entschluß leicht werden, ihn nach Lausanne in die Malerschule des Herrn Bocion zu schicken, wo er sich die technischen Grundlagen der Malkunst aneignete. Nach den Lausanner Lehrjahren siedelte er nach Paris über, um hier in verschiedenen Ateliers sich weiterzubilden. Bestimmend für seine Kunst wurde wohl der Einfluß des Meisters Luc Olivier Merion. Die Pariser Schulung beherrscht denn auch sein Schaffen der 90er Jahre, wie das in der Kunsthalle-Ausstellung augenscheinlich zu Tage tritt. Camille Corot und die Meister von Barbizon waren die Sterne am Kunsthimmel, an denen sich G. v. Steigers Künstlerstreben orientierte. Nach Corots und Millets Manier der *paysages* intimen malte er damals Landschaften in der Bretagne, in Italien, in Algier und Spanien, Gegenden, die er in jenen Jahren auf Studienreisen kennen lernte. Es sind zumeist klein- und mittelformatige Bilder mit schlichter Konzeption: Vorder-, Mittel- und Hintergrund durch Horizontale getrennt, deren zarte Farben in einer flimmernden und verschwimmenden Atmosphäre ineinanderfließen. Das stoffliche Thema ist idyllisch gefaßt: im Mittelgrund steht eine Häusergruppe, ein Turm, ein Gartenausschnitt, ein blühender Strauch, das Ganze von poetischer Stimmung überhaucht.

Auf die Pariserjahre des Suchens und Lernens folgten Jahre glücklichen Schaffens in der Heimat. 1893 schloß G. von Steiger den Ehebund mit Fräulein Marie-Luise Stettler, einer Tochter des bekannten Berner Architekten Stettler-von Fischer, in der er eine liebende und verständnisvolle Gattin fand. Er ließ sich mit ihr im reizvollen Reb- gütchen des Malers Léon Berthoud bei St. Blaise nieder, das er sich käuflich erworben hatte, und malte nun nach Herzenslust bald Seelandschaften, bald den Bullen mit seinen überblumten Hügelrücken, bald bewegtere Talbilder aus dem Jura. Die Neuenburger Meister de Meuron und Paul Robert scheinen nicht ohne Einfluß auf sein Schaffen gewesen zu sein. Es gelingen ihm Bilder von besonderem Reiz, so etwa jene Murtenseelandschaft, in der das Thema Blau-Grün mit subtilster Empfindung abgewandelt ist; so jene Blumenwiese im Jura und jenes Bild mit den sommerlichen Wolken über einer abendlichen Hügellandschaft. Solche Malwerke waren Kunde eines Glücklichen; sie strahlen noch heute



† Gustav von Steiger.

eine Fülle von Empfindungen aus und wären eines guten Museumsplatzes würdig. Ein Dokument glücklicher Stunden ist auch jenes farbenfrohe Atelierbild, in dem er seine